

Aribert Reimann

## Die heile Welt im Stahlgewitter: Deutsche und englische Feldpost aus dem Ersten Weltkrieg

In seiner Rezension des vor zwei Jahren erschienenen Sammelbandes zur Mentalitätengeschichte des Ersten Weltkriegs<sup>1</sup> begrüßt Modris Eksteins die Wende der deutschen Weltkriegshistoriographie vom politik- zum kulturgeschichtlichen Paradigma.<sup>2</sup> Dabei verweist Eksteins auf die Tradition des Imperial War Museums in London und der Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart, die beide auf eine bereits zeitgenössische Sichtweise des Krieges zurückgehen:

*„All the principal belligerents in the Great War came to regard that conflict as a war for culture and civilization. For the Germans it was indeed a ‚Krieg der Kulturen‘.<sup>3</sup>*

Mit diesem Kulturbegriff ist nicht nur eine geistesgeschichtliche Betrachtungsebene angesprochen, die gerade hinsichtlich des deutsch-englischen Konflikts häufig das Motiv des Kampfes der deutschen „Ideen von 1914“ gegen die „westliche Zivilisation“ betont. Derartige Ansätze mögen immer wieder aufschlußreiche Ergebnisse zutage fördern.<sup>4</sup> Gerade die beiden oben angesprochenen Archive stellen aber auch umfangreiches Material bereit, um für einen mentalitätengeschichtlichen Ansatz einen sehr viel weiteren Kulturbegriff zu verwenden, der den Blick von den meinungsmultiplizierenden Eliten auf diejenigen lenkt, die den Krieg in den Schützengräben zu führen hatten. Wie fremd waren sich die Welten von „Fritz“ und „Tommy“ - wie sich die Soldaten gegenseitig nannten - beiderseits des Niemandslandes?

Als Zugang zu den mentalen Dispositionen der Kriegsteilnehmer bieten sich die Feldpostbriefe an, die sowohl im Imperial War Museum als auch in der Bibliothek für Zeitgeschichte in großer Zahl gesammelt werden. Sie sind die „Fingerabdrücke“ von Teilen der Bevölkerung, die weder vor noch nach dem Krieg Spuren in den Archiven - und damit auch in der historischen Literatur - hinterlassen haben. Gleichzeitig sind die Feldpostbriefe ein hervorragender Repräsentant der „informellen Kommunikation“ während des Ersten Weltkriegs - eines

---

<sup>1</sup> G. Hirschfeld / G. Krumeich / I. Renz (Hg.): „Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ...“. Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs, Essen 1993.

<sup>2</sup> Modris Eksteins: Rezension, in: German History, Vol.13/1 (1995), 133-134.

<sup>3</sup> Ebd., 133 (Hervorhebung im Original).

<sup>4</sup> Vgl. Rolf Peter Sieferle: Der deutsch-englische Gegensatz und die ‚Ideen von 1914‘, in: G. Niedhart (Hg.): Das kontinentale Europa und die britischen Inseln. Wahrnehmungsmuster und Wechselwirkungen seit der Antike, Mannheim 1993, 139-160.

Konzepts, das inzwischen der traditionellen Sichtweise einer strikten Trennung von Heimatfront und der unzugänglichen Welt der „Frontkämpfer“ entgegengehalten werden kann.<sup>5</sup> Noch 1973 konnte Karl Dietrich Erdmann unwidersprochen konstatieren:

*„Die Gestalt des feldgrauen Kämpfers und Dulders mit dem vom Stahlhelm überschatteten Antlitz ist schweigsam geblieben. Sie hat keinen Namen. ... Als menschliches Bild des Ersten Weltkrieges behauptet sich für uns jene Gestalt des ‚unbekannten Soldaten‘.“<sup>6</sup>*

Das hat sich inzwischen gründlich geändert. Nicht zuletzt Peter Knoch ist es zu verdanken, daß die Feldpostbriefe keine (wie er noch 1986 titelte) „unentdeckte“ Quellengattung für die Weltkriegsgeschichtsschreibung mehr sind.<sup>7</sup> Die methodische Handhabung dieses sperrigen Materials hat dabei wesentliche Fortschritte gemacht, die die Feldpost immer mehr als Quelle für die historische Mentalitätenforschung auszeichnen.<sup>8</sup> Sprachanalytische und diskurstheoretische Methoden können inzwischen die „feldgrauen Kämpfer und Dulder“ auf eine Weise gesprächig machen, die unser Bild vom frühen zwanzigsten Jahrhundert um einige systematisch grundlegende Perspektiven bereichert.

Den Leser der Feldpostbriefe überfällt zunächst leicht eine betäubende Langeweile. Auf die Fragen eines Militär-, Politik-, oder auch Sozialhistorikers geben diese Quellen keine direkten Antworten. Vielmehr bieten hunderte von schwer entzifferbaren Blättern<sup>9</sup> endlose Dialoge über eine Unzahl von alltäglichen

---

<sup>5</sup> Vgl. Ute Daniel: Informelle Kommunikation und Propaganda in der deutschen Kriegsgesellschaft, in: S. Quandt (Hg.): Der Erste Weltkrieg als Kommunikationsereignis, Gießen 1993, 76-94. Damit soll aber keineswegs die komplizierte Gemengelage miteinander widerstreitender Diskurse in den Kriegsgesellschaften Deutschlands und Englands einge ebnet werden. Diese ist Thema einer in Arbeit befindlichen Dissertation des Verfassers.

<sup>6</sup> Karl Dietrich Erdmann: Der Erste Weltkrieg, 4. Auflage, Stuttgart 1983, 233.

<sup>7</sup> Peter Knoch: Feldpost - eine unentdeckte historische Quellengattung, in: Geschichtsdidaktik, 11 (1986), H.2, 154-171. Grundlegend zum Quellenwert am Beispiel einer anderen Sammlung: Wolf-Dieter Mohrmann: Die Sammlung von Feldpostbriefen im Niedersächsischen Staatsarchiv in Osnabrück. Gedanken zu Genese, Quellenwert und Struktur, in: P. Knoch (Hg.): Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung, Stuttgart 1989, 25-39.

<sup>8</sup> Die überzeugendsten Analysen bieten hier Isa Schikorsky: Kommunikation über das Unbeschreibbare. Beobachtungen zum Sprachstil von Kriegsbriefen, in: Wirkendes Wort, 42 (1992), H.2, 295-314, und zum Zweiten Weltkrieg Klaus Latzel: Die Zumutungen des Krieges und der Liebe - zwei Annäherungen an Feldpostbriefe, in: Knoch (Hg.), Kriegsalltag, 204-221.

<sup>9</sup> Als Grundlage für diesen Aufsatz dienen 1.264 Briefe aus dem Imperial War Museum (IWM) und der Bibliothek für Zeitgeschichte (BfZ) von jeweils vier deutschen und englischen Soldaten. Auswahlkriterien waren dabei der möglichst niedrige militärische Rang und ein niedriges Bildungsniveau. Bei den deutschen Soldaten handelt es sich um zwei Landwirte und zwei Söhne eines ländlichen Handwerkers (soweit feststellbar Protestanten), während die englischen Quellen aus der Feder zweier Angestellter, eines Wäschereibesitzers und des Sohnes eines Gaststättenbesitzers stammen. Diese soziale Schieflage des Materials erschwert den Vergleich, reflektiert aber auch die jeweilige soziale Zusammensetzung der beiden Armeen. In der englischen Freiwilligenarmee der Jahre 1914-16 waren Angestellte und Mittelständler weit überrepräsentiert. Vgl. auch Jay Winter: The Great War and the

Banalitäten. So sehr diese anekdotischen Berichte über das Wetter, Bekannte, Nahrung und Finanzielles eine Fundgrube für die Alltagsgeschichte sein mögen, so merkwürdig bleibt der Kontrast zwischen dem, was wir über die Materialschlachten des Ersten Weltkriegs wissen, und den vorherrschenden Themen der brieflichen Konversation. Nur sehr selten und völlig unvermittelt stößt man auf Passagen, die daran erinnern, daß diese Briefe von den Schlachtfeldern Flanderns und Nordfrankreichs stammen:

*„Hier ist es in der letzten Zeit sehr schrecklich zugegangen. Tausende sind hingeschlachtet worden u. was das für ein Höllenlärm ist, eh so ein Gefecht angeht kannst Du Dir nicht vorstellen.“<sup>10</sup>*

*“One of the boys you could have put your fist in his head, the other had a similar wound over his heart and his nose blown off.”<sup>11</sup>*

Solche Sätze bilden einsame Inseln in einem Meer scheinbar belangloser Alltäglichkeiten. Es ist, als ob die Soldaten beider Seiten vor der schonungslosen Realität des modernen Krieges zurückscheuten. Diese Sphäre des diskursiven Schweigens über das sogenannte Kriegserlebnis ist bereits aufmerksam beobachtet worden<sup>12</sup> und kann auch theoretisch ausgedeutet werden.<sup>13</sup> Die Sprachlosigkeit der Kriegsteilnehmer kann viele Gründe gehabt haben: Angst vor der Zensur,<sup>14</sup> Rücksichtnahme auf die Rezipienten (dafür finden sich auch Belege in den Briefen) oder ein sprachloses Entsetzen angesichts des beispiellosen Grauens. Eine mentalitätengeschichtliche Betrachtung kann jedoch auch den immanenten Kontextbezug dieses Schweigens interpretieren. Jenseits von einfachen Ursache-Wirkung-Beziehungen ist nach der Bedeutung des Krieges im Rahmen der Entwicklung mentaler Dispositionen zu fragen, die die Sphäre der Sprachlosigkeit einrahmten. Denn ansonsten sind die Feldpostbriefe alles andere als wortkarg. Ganz im Gegenteil. Sogar das Schweigen selbst wird angesprochen:

*„Viel zu erzählen habe ich ja nicht, oder aber soviel, daß ich tagelang schreiben müßte.“<sup>15</sup> „Was ich eigentlich nur noch schreiben soll weis ich auch nicht.“<sup>16</sup>*

---

British People, London 1986, 33-37, und Peter Simkins: *Kitchener's army. The raising of the New Armies 1914-1916*, London 1988.

<sup>10</sup> M.S. am 30.9.1915 (BfZ, Sammlung Schüling, Bd. 90).

<sup>11</sup> A.P.B. am 18.4.1916 (IWM, ConShelf). Die englischen Quellen werden mit freundlicher Genehmigung der Copyright-Inhaber oder, wenn diese nicht mehr ermittelt werden konnten, mit Genehmigung des Department of Documents des IWM zitiert.

<sup>12</sup> Vgl. Schikorsky.

<sup>13</sup> Vgl. Astrid Stedje: „Brechen Sie dies rätselhafte Schweigen“ - Über kulturbedingtes, kommunikatives und strategisches Schweigen, in: I. Rosengren (Hg.): *Sprache und Pragmatik*, Stockholm 1983, 7-35.

<sup>14</sup> Die repressive Wirkung der Zensur sollte allerdings nicht überschätzt werden. Vgl. Bernd Ulrich: *Feldpostbriefe im Ersten Weltkrieg - Bedeutung und Zensur*, in: Knoch (Hg.), *Kriegsalltag*, 40-83.

<sup>15</sup> C.S. am 25.2.1915 (BfZ, Sammlung Schüling, Bd. 4).

<sup>16</sup> M.S. am 9.4.1916 (BfZ, Sammlung Schüling, Bd. 90).

*“I’m d---ed if I knew what to say, there are about five of us in the tent writing, I have just looked up and said, ----- if I knew what to say”, when funnily enough the other four do the same thing and declare they have written three lines and can get no farther.<sup>17</sup>*

Hier liegt eine Irritation des herkömmlichen Weltverständnisses vor, die sich dem Plauderton entzieht. Damit richtet sich das analytische Interesse auf die Entlastungsdiskurse, die täglich von der Feldpost quer durch Europa transportiert wurden. Welche Sprache setzten die Soldaten dem Krieg entgegen? Zunächst läßt sich den Briefen ein besonders hoher Grad der sprachlichen Konventionalisierung entnehmen. Ein erheblicher Anteil dessen, was die Soldaten zu Papier brachten, gehorchte den vorformulierten Riten des alltäglichen Briefverkehrs.

*„Deinen lieben Brief habe ich dankend erhalten und gesehen, daß es Euch noch gut geht, was ich auch von mir berichten kann.“<sup>18</sup>*  
*“I carry on -the old family motto ‚Keep smiling‘.“<sup>19</sup>*

Das bekannte August-Pathos gehörte zwar auch zu diesen konventionalisierten Sprachformen, findet sich in den über 1.200 hier untersuchten Briefen nur äußerst selten und nur zu Beginn der Dienstzeit des Autors, insbesondere vor der ersten Bekanntschaft mit der vordersten Linie.

*„Nun und wenn ich dann nicht wieder kommen sollte, so habe ich doch wenigstens meine Pflicht getan. Mit Blumen geschmückt gehts dann dem Tode oder Siege entgegen.“<sup>20</sup>*  
*„Am delighted we are going out, and more so to think that I have so much to be thankful for, such strength and health that God has granted me to be able to partake in such an honourable war.“<sup>21</sup>*

Andere dieser pathetischen Konventionen tauchten später im Zusammenhang mit Todesfällen auf. Sie lassen besonders deutlich erkennen, daß hier vorgefertigte Versatzstücke in die Briefe eingesetzt wurden.

*„da fiel der Schuß ... und er hatte C. getroffen. Als ich zu ihm eilte, war er bereits eine Leiche, er hat einen schnellen aber schönen Tod gefunden. Darum tröstet Euch er starb den Heldentod fürs Vaterland.“<sup>22</sup>*  
*„if that man died, he died for you, Mother, for his own Mother, for all our*

---

<sup>17</sup> W.O. am 22.9.1915 (IWM, 79/41/1).

<sup>18</sup> J.B. am 14.5.1916 (BfZ, Sammlung Schüling, Band 7 und 15, Zitat Bd. 7).

<sup>19</sup> A.P.B. am 4.8.1917 (IWM, ConShelf).

<sup>20</sup> C.S. am 4.1.1915.

<sup>21</sup> A.P.B. am 8.11.1915.

<sup>22</sup> M. and den Vater von C.S. am 16.5.1915 (BfZ, Sammlung Schüling, Bd. 4).

*Mothers, if he was taken prisoner, he suffered for you ... ,Greater love hath no man`“<sup>23</sup>*

Aber abgesehen von diesen krassen Ausnahmen fand die Sprachkonvention eines pathetischen Heldentums keinen Eingang in die privaten Diskurse der Kriegsteilnehmer. All die Formeln, die bis heute die Schulbuchdarstellungen des Weltkriegs prägen oder in der Nachkriegszeit aus den studentischen Feldpostbriefen kolportiert wurden,<sup>24</sup> fielen in den Briefen der einfachen und weniger gebildeten Soldaten anderen Konventionen zum Opfer, die sich zunächst weitaus unspektakulärer ausnehmen.

Die prominenteste Reaktion, die aus der Begegnung der Soldaten mit der Welt eines modernen Massenkrieges entstand, ist die eines konventionellen und tiefgreifenden Fatalismus. Im Gegensatz zu traditionellen Kriegen, in denen persönliches Engagement und individuelle Auszeichnung noch Bedeutung besaßen, präsentierte sich die Westfront des Ersten Weltkriegs als eine Maschinerie,<sup>25</sup> die von den Soldaten nicht beeinflusst, ja manchmal nicht einmal mehr begriffen werden konnte. Die Front war eine fremde Welt im doppelten Sinne: Die Soldaten befanden sich nicht nur in einem fremden Land weit entfernt von ihrer Heimat (manche von ihnen erlebten wie Touristen zum ersten Mal in ihrem Leben eine größere Reise), sie befanden sich gleichzeitig auch in einer fremden Gesellschaft, in der sie sich selbst als Objekte einer entpersonalisierten und rätselhaften Herrschaftsform verstehen mußten. Die Feldpostbriefe reflektierten diese Situation, wobei ein weitgehend konventionalisierter Diskurs die Verbindung mit der bekannten Welt aufrechterhielt. Dabei wurden in erster Linie fatalistische Floskeln der Schicksalsgläubigkeit ausgetauscht:

*„Aber denke immer ich hatte bis jetzt Glück gehabt wird auch weiterhin gut gehen; das ist mein einziger Gedanke, der einem froh und sogar lustig erhält.“<sup>26</sup>*

*„I really think I'm as safe as the Bank of E [ngland] and that the German isn't born that's going to shoot me.“<sup>27</sup>*

Weite Teile der Briefsprache verfielen dabei regelrecht in eine Ansammlung von Sprichwörtern und vertrauten Redensarten. Damit wurde ein Code gepflegt, der die Sprache der Heimat beschwor.

---

<sup>23</sup> W.O. im Oktober 1916.

<sup>24</sup> In paradigmatischer Weise immer noch repräsentiert durch Philipp Witkop (Hg.): *Kriegsbriefe gefallener Studenten*, München 1916 u.ä. Vgl. dazu Horst Jarka: *Soldatenbriefe des Ersten Weltkrieges und nationale Bildungsideologie*, in: *Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur*, 67 (1975), 157-166.

<sup>25</sup> Vgl. dazu Daniel Pick: *War machine. The rationalisation of slaughter in the Modern Age*, New Haven / London 1993.

<sup>26</sup> J.B. am 7.6.1917 (BfZ, Sammlung Schüling, Bd. 7).

<sup>27</sup> A.P.B. am 5.12.1916.

*„das beste muß man hoffen, das schlechte kommt von selbst, u. gegen das Schicksal kann kein Mensch was machen, das beste ist sich nein fügen glücklich ist, wer vergißt, was einmal nicht zu ändern ist. Das sind meine jetzigen Gedanken.“<sup>28</sup>*

*„Cheer-oh, every cloud's got a silver lining.“<sup>29</sup> „I've always looked at things as being everything for the best and it's certainly wait and see.“<sup>30</sup>*

Sprichwörter und Redensarten können viele Funktionen haben. Sicherlich drückte sich hier das Sediment einer Weltdeutung aus, die sich schon vor dem Krieg über lange Zeit diskursiv verfestigt hatte und jetzt allein durch die Erwähnung gewisser Schlüsselformulierungen jederzeit wieder abrufbar war. Diese Weltvergewisserung funktionierte dabei keineswegs rational oder konsistent. Sie stellte einfach nur ein Netz von Sätzen bereit, das ohne die Anstrengung der Reflexion über die Welt geworfen werden konnte, um sie so in den Griff zu bekommen.<sup>31</sup> Gleichzeitig belegte das Wissen um derartige Konventionen der Rede die Zugehörigkeit zu einer Gruppe. Mit vertrauten Redensarten konnten sich die Soldaten immer wieder selbst (und ihren Angehörigen) beweisen, daß sie weiterhin dem sprachlichen Kontext der Heimat angehörten. Damit war genau der Zweck des Kommunikationsmittels Feldpostbrief erfüllt. Die konkreten Inhalte dieser Floskelwelt blieben weitgehend unreflektiert. Hier wurden Codewörter der Weltdeutung und der Gruppenzugehörigkeit ausgetauscht. In diesem Sinne ist auch ein anderes floskelhaftes Deutungsmuster zu lesen, das gelegentlich den deutschen Soldaten dazu diente, ihren Fatalismus in ein bereits vertrautes System erstarrter Redensarten zu kleiden: die soldatische Pflichterfüllung.

*„Aber ein Soldat muß eben alles können. Ein ‚ich kann nicht‘ gibt es beim Militär nicht.“<sup>32</sup>*

Die mörderische Realität verschwand so unter leichtfertigen Floskeln. Wenn die Soldaten sich in ihren Briefen gegen den modernen Krieg wehrten, dann taten sie dies nicht mit individuellem und konkret formuliertem Protest. Vielmehr benutzten sie die postalische Brücke zur Heimat (und zur Vergangenheit) als alternatives Sprachspiel zur modernen Realität des Krieges, indem sie bekannte sprachliche Deutungsangebote in ihren Sprachkonventionen reproduzierten, unter denen sich die Realität ruhigstellen ließ. Die englischen Soldaten griffen dabei nicht auf eine soldatische Tugend der zusammengebissenen Zähne zurück. Diese Tradition stand ihnen nicht in demselben Maße zur Verfügung wie ihren

---

<sup>28</sup> M.S. am 9.10.1915.

<sup>29</sup> A.P.B. am 8.1.1915.

<sup>30</sup> A.P.B. am 16.8.1917.

<sup>31</sup> Vgl. Clifford Geertz: Local knowledge, London 1993, 73-93: „Common Sense as a Cultural System“.

<sup>32</sup> F.S. am 27.1.1917 (BfZ, Sammlung Schüling, Bd. 4).

deutschen Gegnern: Die englischen Berufssoldaten der Vorkriegszeit haben - bei aller Popularität des Militarismus<sup>33</sup> - kein vergleichbares Sozialprestige genossen. Sie vergewisserten sich ihrer Heimatbindung durch ein soziales Ideal, das sich von den Cricket-Plätzen der Private Schools bis nach Flandern fortpflanzte: der Sport.<sup>34</sup>

*„They were practising dropping bombs from aeroplanes yesterday, the object being an old machine which was on the ground. None of the bombs hit the mark but no doubt they will improve as they are only learning the game.“<sup>35</sup>*

In den Trainingscamps wurden Krieg und Sport zusammengedacht, und an der Front stellte sich später ein ähnlicher Blickwinkel ein, auch wenn die Realität des Grabenkrieges dieser Erwartungshaltung kaum gerecht werden konnte.

*„Wish the Boshes would come over the top and settle it with a snow ball fight.“<sup>36</sup>*

Es ist dieses Ideal, auf dessen Boden Weihnachten 1914 die farbigen Geschichten von Fußballspielen im Niemandsland wucherten. Auch auf englischer Seite hatte die Feldpost so die Funktion, den gewalttätigen Einbruch eines modernen Krieges in die Lebenswelt in die vertraute Sprache des sportlich geregelten Konflikts zu kleiden: „its a funny game is war?“<sup>37</sup>

In einem ganz ähnlichen Zusammenhang steht das Wiederaufleben religiöser Deutungsmuster aller Art. Der Glaube an den persönlichen Gott, eine abstrakte Schicksalsmacht oder die Fortdauer eines mystischen Volksglaubens können dabei nicht nur als eine Fluchtreaktion aus den Unsicherheiten des Kriegsalltags gedeutet werden. Vielmehr handelt es sich bei diesen religiösen Diskursen auch um realitätsbezogene Dispositionen, die Laurinda Stryker zutreffend geschildert hat:

*„Religion was not to be seen as an evasion of the physical realities of war but as a way of coming to terms with them. Faith prevented a capitulation to war's cruelty and despair.“<sup>38</sup>*

Die institutionalisierten Formen der religiösen Weltdeutung blieben dabei allerdings überall auf der Strecke. Die Militärgeistlichen erfuhren in den Feldpostbriefen

---

<sup>33</sup> Vgl. Dave Russell: ‚We carved our way to glory‘: The British soldier in music hall song and sketch c.1880-1914, in: J. M. MacKenzie (Hg.): Popular imperialism and the military 1850-1950, Manchester 1992, 50-79.

<sup>34</sup> Vgl. zu diesem Thema John G. Fuller: Troop morale and popular culture in the British and Dominion armies 1914-18, Oxford 1990.

<sup>35</sup> M.F.G. im September 1914 (IWM, 88/25/1+2).

<sup>36</sup> A.P.B. am 25.2.1916.

<sup>37</sup> A.P.B. am 14.3.1916.

<sup>38</sup> Laurinda Stryker: Languages of suffering and sacrifice in England in the First World War, Phil. Diss., Cambridge 1992, 65.

eine durchweg negative Beurteilung, selbst wenn die Feldgottesdienste hinter der Front wegen ihrer relativen Zivilität gelegentlich begrüßt wurden. Diese Abkehr von der Institution tat dem Glauben an einen allmächtigen Schicksalslenker allerdings keinen Abbruch:

*„Es ist nur gut, daß man sein Ende niemals vorher weiß. Wenn Gott einen nicht behütet, so ist man verloren.“<sup>39</sup>*

*„It's wonderful how good the Almighty has been to me during these two years I've been out here and thro' so much danger.“<sup>40</sup>*

Gebete unterstützten diesen Glauben. Die private Praktizierung religiöser Riten und Gebräuche trat an die Stelle der öffentlichen Praxis und stellte ein weiteres konventionelles Band zwischen Front und Heimat zur Verfügung:

*„schlecht kann es Dir lieber Mann überhaupt nicht ergehen, denn ich u. die Jungen beten ja tüchtig für Dich, gestern abend frage ich sie, was sie denn eigentlich beten u. da sagten sie erst, täten sie Vaterunser beten u. dann Lieber Gott laß unseren Vater wieder gesund heimkommen u. dann noch gut Nacht lieber Gott, das wirst Du sehen, das Dir nichts passieren kann.“<sup>41</sup>*

*„Thank you for all your prayers. I feel the effects of them every time I am in danger, for the fear is modified greatly.“<sup>42</sup>*

Im deutsch-englischen Vergleich der Feldpostbriefe stößt man dabei auf Differenzen, die wohl den unterschiedlichen sozialen Kontexten der Soldaten zuzuschreiben sind. Die hier untersuchten Briefe der deutschen Soldaten, die alle ländlicher Herkunft sind, wurden stärker von Weltdeutungen beherrscht, die zeitweise die mystischen Elemente eines vormodernen Volksglaubens reproduzierten. Der Glaube an Wahrträume war ein Teil dieser Welt:

*„Aber meine Träume gehen immer in Erfüllung; ich sah kürzlich mal reife Erdbeeren wunderschön. Dann war ich in einem grosen Hause, das sich so langsam auf die Seite legte. Dachte mir gleich, das sind schlechte Träume. Und so ists geworden.“<sup>43</sup>*

Der eigenen Verstrickung in die sozialen Strukturen eines modernen Massenkrieges wurde mit einer Weltdeutungsdisposition begegnet, die die Welt mit Symbolen anfüllte. Diese Reaktion war nicht unbedingt eine Flucht in idyllische Märchenwelten, denn die Symbolwelten spielten durchaus im Tagesgeschehen mit:

---

<sup>39</sup> C.S. am 25.2.1915.

<sup>40</sup> A.P.B. am 18.8.1917.

<sup>41</sup> H. an M.S. am 8.9.1915 (BfZ, Sammlung Schüling, Bd. 90).

<sup>42</sup> F.C. am 6.5.1915 (IWM, 82/11/1).

<sup>43</sup> J.B. am 15.10.1917 (BfZ, Sammlung Schüling, Bd. 7).

*„heute abend sagte A. das bald Friede würde, bei M. und bei B. täten 2 Lindenbäume blühen und die hätten 60 und 70 [gemeint sind wohl die Kriege 1866 und 1870/71] auch schon geblüht“.*<sup>44</sup>

Die private Mystik hatte also durchaus eine lebenspraktische Funktion. Nicht eine alternative Gegenwelt, sondern die sinnvolle Strukturierung der zunächst sinnlosen Realität war gefragt. Gleichzeitig tauchte hier ein anderes Motiv auf, das in engem Zusammenhang mit der Konjunktur der Religiosität stand: die Natur. Die Begeisterung vieler Soldaten für Pflanzen aller Art (insbesondere Blumen) und den Gesang der Vögel hatte sicherlich zunächst mit der Begegnung mit den granatdurchpflügten Mondlandschaften zu tun, die die moderne Kriegsführung an der Westfront hinterließ.<sup>45</sup> Jede Regung von Leben wurde auf allen Seiten mit Euphorie begrüßt. Diese simple Freude über die Entdeckung der Natur inmitten dieser Kulturwüste wurde aber gleichzeitig auch zu einem Behältnis für eine spezifische Naturspiritualität. Die Briefe der englischen Soldaten zeigen sehr deutlich, wie im mittelständischen Milieu diese naturalistische Ersatzreligiosität im Ersten Weltkrieg zu neuem Leben erweckt wurde:

*„Isn't the weather simply glorious, I haven't been to a church service for about six months, but with such things going on all round one, such as the singing of the birds, the bursting buds on the trees, and the feeling of life running thro' one's veins at top speed, church services seem such farces.“*<sup>46</sup>

Die Wiedergeburt der Natur im Frühling spielte bald aber auch die Hauptrolle im Kampf der „Geistes“ gegen die „bloß materielle“ Realität.<sup>47</sup> Daraus konnte sich ein Topos entwickeln, der die Macht spiritueller Sphären im Gegensatz zur Realität feierte:

*„Spring has last overcome its more aged and more hoary competitor Winter and forces itself through one's fed upness, making one feel a man and no worm ... I feel in my limbs new life, as if I could race the winds, of course it is really my spirit which feels so, I expect it will be case of the spirit being eager but the flesh unable to keep pace.“*<sup>48</sup>

Solche Sätze an einem Ostersonntag bildeten die Brücke zwischen den eher traditionellen Vorstellungen eines religiösen Auferstehungsmythos und einer

---

<sup>44</sup> H. an M.S. am 25.2.1916.

<sup>45</sup> Vgl. Samuel Hynes: A war imagined. The First World War and English culture, London 1990, 189-202: „The Death of Landscape“.

<sup>46</sup> W.O. am 5.5.1917.

<sup>47</sup> Dies war ein Faktor innerhalb der privaten Diskurse im Weltkrieg. Eine Gesamtinterpretation der Weltkriegsepoche entlang des Themas „Frühling“ überschätzt sicherlich die vitalistischen Impulse dieser Zeit, wie bei Modris Eksteins: Tanz über Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg, Reinbek 1990.

<sup>48</sup> W.O. am Ostersonntag 1915.

konventionalisierten Rede von der Überlegenheit des „Geistes“ über das „Fleisch“. Inmitten des kriegesischen Massensterbens, in dem die Toten immer seltener begraben wurden und die Vergänglichkeit des „Fleisches“ schon allein durch den Geruch erfahrbar war, bildete diese Fusion von Natur und Spiritualität eine diskursiv akzeptable Konvention. Denn bei allen Differenzen zwischen volksgläubigem Symbolismus und vitalistischer Naturbegeisterung blieb ein Konsens bestehen: Eine sinnentleerte Realität hatte keinen Platz in den konventionellen Diskursen zwischen Front und Heimat. Eher stimmten die Soldaten in eine tragische Weltverneinung ein, die das Jenseits der aktuellen Realität vorzog:

*„Was sind doch die so glücklich, die die Welt noch nicht erblickt haben; oder verlassen haben. Man soll über niemand weinen.“<sup>49</sup>*

*„Amidst so much death and suffering it is almost a blessing to escape from such a cruel unkind world.“<sup>50</sup>*

Die Abkehr von sozial institutionalisierten Religionsangeboten bedeutete also keineswegs einen neuen Realismus (oder eine „new sobriety“) als Reaktion auf das Pathos der sogenannten August-Rhetorik von 1914. Die transzendenten Sinnstiftungen, die den Krieg deuten halfen, setzten sich vielmehr im privaten Rahmen fort und konnten dabei weitgehend auf traditionelle Diskurskonventionen zurückgreifen.

Ganz ähnlich wie auf die offizielle Religion reagierte die Feldpostsprache auf die kollektivistischen Normen der weltlichen Gesellschaft. Das klassenübergreifende Ideal einer „Volksgemeinschaft“ im Krieg, das ein wesentlicher Faktor in der offiziellen Kriegspropaganda war, konnte schwerlich in eine Diskursform integriert werden, die der privaten Rückversicherung gegen die kollektivierenden Effekte des modernen Krieges diene. Das gemeinschaftsstiftende Vokabular der „Kameradschaft“ gehörte hier sicher zu den wichtigsten Herausforderungen. Die damit implizierten Vorstellungen männerbündischer Gemütlichkeit waren für die Feldpostsprache ein schwer zu integrierender Faktor. Den Briefen der englischen Frontsoldaten war der Terminus des „comrade“ weitgehend fremd - allein schon deshalb, weil die Arbeiterbewegung diesen Begriff als Anrede („Genosse“) besetzt hatte. Statt dessen überwogen hier eher zivile Ausdrücke wie „friend“, „chap“, „pal“, „boy“ u.ä., während die deutschen Briefe ausgiebig von den „Kameraden“ berichteten. Das muß nicht heißen, daß die deutschen und englischen Vorstellungswelten völlig unvereinbar gewesen wären. Auf beiden Seiten wurden durchaus ähnliche Vorstellungen einer durch gemeinsam durchstandene Gefahren initiierten Gemeinschaft formuliert.

---

<sup>49</sup> J.B. am 28.7.1918 (BfZ, Sammlung Schüling, Bd.15).

<sup>50</sup> M.F.G. am 11.1.1918.

*„das einzig schöne ist, daß man noch soviel Kameraden hat, denen es genau so geht, u. die erst noch ein besseres Leben gewohnt waren“.*<sup>51</sup>

*„one naturally feels lonely when one loses one's pals especially when they have been together through the experiences we have been through.“*<sup>52</sup>

Das Begriffsfeld einer männlichen Erlebnisgemeinschaft war also durchaus auch unter den englischen Soldaten vertreten, auch wenn das spezielle Vokabular fehlte. Dazu gehört auch die Betonung der Erlebnisdifferenz zwischen Front und Heimat. Gelegentlich nahmen die Soldaten ein besonderes Wissen in Anspruch, das einem „Fronterlebnis“ entsprungen sein sollte, welches (wie zu Beginn angedeutet) selbst nicht kommuniziert wurde. Dabei wurde auch gerne eine visuelle Metaphorik in Anspruch genommen.

*„die Verwüstungen dort kannst Du Dir gar nicht vorstellen, wo so die ganzen Dörfer verwüstet werden, wer dies nicht gesehn kann sich die Schrecken des Krieges lange nicht vorstellen“.*<sup>53</sup>

*„it eases my mind to know there is to be only one of the family in this awful bloody ordeal. I can stand it, and prefer being the one in it, my eyes have opened“.*<sup>54</sup>

Aus diesem weitgehend unausgesprochenen „Erlebnis“ sollte dann eine moralische Legitimation der Frontsoldaten resultieren, Solidarität einzufordern. Die „verratene Front“ wurde zu einem Topos, der auf beiden Seiten ein wenig vom Bild eines „Dolchstoßes“ erahnen läßt. Interessanterweise wurden derartige Bilder häufig gleichzeitig in soziale Feindbilder übersetzt. Nicht nur die streikenden Arbeiter in den Rüstungsbetrieben, sondern auch die sogenannten Kriegsgewinnler gerieten in die Schußlinie der Kritik der einfachen Soldaten.

*„Ja wenn mans betrachtet für wen mann noch kämpft -, ... aber wenn die Geldsäcke nicht wären; die noch nicht genug haben; hier ist fast täglich Dürr-Gemüse Parole.“*<sup>55</sup>

*„there are chaps out here by the thousands, doing a great deal more than 8 hours for a ‚bob‘. Yes, I know there are thousands being made of their sweat (the strikers), but grousing won't win the war. Knock the Kaiserism out, first! then knock out the chap who is making a deal.“*<sup>56</sup>

Die Wut über die sogenannte Heimatfront barg aber auch Gefahren, die das Kommunikationsmedium Brief selbst betrafen: Derartige Bemerkungen drohten den familiären Diskurs zu gefährden. Deshalb ist allen hier untersuchten

---

<sup>51</sup> M.S. am 9.4.1916.

<sup>52</sup> W.O. am 26.12.1916.

<sup>53</sup> M.S. am 11.3.1917.

<sup>54</sup> A.P.B. am 30.7.1916.

<sup>55</sup> J.B. am 14.9.1918 (BfZ, Sammlung Schüling, Bd. 7).

<sup>56</sup> W.O. am 21.8.1917.

Briefwechseln eine deutliche Tendenz zum Privaten zu entnehmen, die mehr und mehr großräumige Solidaritätskonzepte in den Hintergrund drängt. Sobald der eigene Wertehorizont positiv definiert werden mußte, klinkten sich die Soldaten beider Seiten weitgehend aus den großen öffentlichen Diskursen aus und zogen sich auf einen sozial und regional sehr eng begrenzten Fokus zurück. Das auffälligste Merkmal für diese private Disposition ist die völlige Abwesenheit nationalistischer Vorstellungen. Mitten in einem Krieg, der herkömmlicherweise immer als Ausdruck einer Hochflut des Nationalismus verstanden wird, benutzten die Soldaten jahrelang eine Sprache, die keinerlei Bezug auf Vorstellungen der „Nation“, des „Vaterlandes“ oder auch nur von „Deutschland“ bzw. „England“ nahm. Mit dem Fehlen einer griffigen nationalistischen Selbstdefinition ging dabei auch die Abwesenheit wirksamer Feindbilder einher, wenn man von einigen versteinerten Floskeln für die Gegenseite („der Engländer/Tommy“ bzw. „the Germans/Boshes“) einmal absieht. Inhaltlich definierte Konzepte hatten diese Soldaten weder von der eigenen, noch von der fremden Nation. An diesem Sprachmangel des Nationalismus gingen in den privaten Feldpostbriefen schließlich auch andere kollektive Identifikationsangebote zugrunde. Die männerbündische Kameradschaft blieb, sofern sie formuliert wurde, ein utopischer Einspruch gegen den eigenen privaten Horizont, der im Diskurs der Feldpost schließlich obsiegte.

*„ich habe blos meine Familie und dießer gehör ich an, andere gehn mich ja nichts an“.*<sup>57</sup>

*„Of course, I look at things as a spectator nowadays, I'm neither low spirited or high, just normal, just happy and contented with my lot ... I don't know about other people, they belong to another world.“*<sup>58</sup>

Der eigene Identifikationsrahmen blieb so die eigene Familie und wurde höchstens um einige nahe Bekannte erweitert. Auch regional war der Horizont der Zugehörigkeit sehr eng geschnitten. Die Menschen, deren Schicksal von Interesse war, stammten aus der nächsten Umgebung, aus der gleichen Kommune, und nur selten reichte der Blick einige Kilometer über die eigene Heimatadresse hinaus. Genau hier liegt auch der Schlüssel zur Motivation der Soldaten, in den unerträglichen Materialschlachten im Sinne der Kriegsmaschinerie weiterzufunktionieren. Sie kämpften nicht für Monarch oder Vaterland (und schon gar nicht für die Demokratie oder die „Ideen von 1914“), sondern sie präsentierten sich als „unpolitische“ Beschützer einer sehr privat verstandenen Heimat, als bewaffneter Schirm in einem Verteidigungskrieg gegen eine sehr abstrakte Bedrohung der Zerstörung.

---

<sup>57</sup> M.S. am 1.12.1915.

<sup>58</sup> W.O. am 13.5.1917.

*„Und wenn man noch so mißmutig ist, daß man nicht mal heim kommt, u. geht dann so durch die zerschossenen Dörfer, u. sieht wie es da aussieht, sagt man sich doch, lieber hier bleiben, als so eine Verwüstung in der eigenen Heimat sehen.“<sup>59</sup>*

Insofern konnten die Soldaten auch nicht positiv formulieren, weshalb sie eigentlich Krieg führten. Sie kämpften nur für das negative Ziel, diesen Krieg von ihrer Heimat und der heimatlichen Lebenswelt fernzuhalten. Sie formulierten in diesem Sinne eine defensive Sprache, die sich gegen alles zur Wehr zu setzen versuchte, was ihnen im modernen Krieg begegnete. Auf diese Bedrohung antworteten sie mit einem Diskurs der heimatlichen Privatsphäre.

Mit dieser Wendung zum Privaten ist der eigentliche Kern der Sprache in den Feldpostbriefen des Ersten Weltkriegs gekennzeichnet. Fern von allen großräumigen sozialen und politischen Entwicklungen sollte hier nicht nur durch den technischen Akt der Postverbindung und die Pflege bekannter Deutungsmuster, sondern auch durch die inhaltliche Betonung heimatlicher Werte die Brücke zu den eigenen, zeitweilig verlorenen privaten Lebenszusammenhängen aufrechterhalten werden. In dieses Schema paßt sich auch das Kriegsgeschehen selbst ein. Das wird besonders deutlich, wenn die Rede über den Krieg und sein vermutetes Ende in Verbindung mit dem privatistischen Komplex des Heimatgedankens betrachtet wird. Zunächst scheinen die Soldaten beider Seiten zutiefst von einer beinahe unerschütterlichen Siegeszuversicht erfüllt. Alle Hoffnungen der Briefautoren kulminierten in diesem Topos, der die leidvolle gegenwärtige Situation in eine bessere Zukunft übersetzen zu können schien. Daß dieser Sieg nicht im Stil einer ruhmreichen Kavallerieattacke zu erreichen sein würde, hatten auch die einfachen Soldaten begriffen. Aber dennoch konnte ein schwer errungener Arbeitssieg eine „großartige“ Aussicht bieten:

*„Sind das nicht großartige Erfolge, die wir errungen haben? Hoffentlich ist jetzt der Frieden nicht mehr fern. Gott möge es geben.“<sup>60</sup>*

*„If things go on as they are at present the War will soon be over ... at the bottom of our hearts we are elated at the success of the work done during the past few months.“<sup>61</sup>*

Auf den zweiten Blick fällt aber sofort ins Auge, daß alle derartigen Siegesphantasien nur eine metaphorische Verkleidung für einen anderen Gedanken waren, der sich in dieser konventionellen Ausdrucksform verbarg. Der Sieg war hier nicht wirklich der kriegerische Triumph über die erniedrigten Feinde. Diese tauchten in diesem Zusammenhang so gut wie nirgends auf. Wer wurde also besiegt? - Der Krieg selbst. Der Siegestopos war deshalb so allgegenwärtig, weil er

---

<sup>59</sup> M.S. am 13.4.1916.

<sup>60</sup> C.S. am 28.4.1915.

<sup>61</sup> W.O. am 7.10.1916.

die einzige sprachliche Konvention war, die auf das Kriegsende (und das bedeutete: den Frieden) diskursiv anwendbar schien. Erst gegen Kriegsende wurde diese Konvention auf deutscher Seite durchbrochen. Nachdem im Sommer 1918 auch den einfachen Soldaten der langsame aber unaufhaltsame Zusammenbruch der deutschen Westfront nicht mehr verborgen bleiben konnte, zeigte sich, daß die Siegesmetapher, die jahrelang ihren Platz in den Feldpostbriefen behauptet hatte, nur von funktionaler Bedeutung war. Plötzlich war sie austauschbar. Nicht der Sieg war das Ziel aller Hoffnungen und Wünsche gewesen, sondern das Ende dieses Krieges - und nun schien es auch gleichgültig, wie dieses Ende aussehen würde:

*„Wenns kein Schluß gibt warte mal bis März stehen unsre Feinde am Rhein. Wenn der Franzmann wüßte wie stark wir hier wären, Er würde uns zu Scheitholz schlagen, es ist nichts mehr da es sind immer die selben Div. wo hier drin sind ... Hoffentlich gibt es recht bald Schluss und wir sehn uns gesund wieder das ist doch unser einziger bester Wunsch hier im Elend.“<sup>62</sup>*

Doch was bedeutete die ständige Rede vom Frieden? Auch hier stand wiederum eine konventionelle Formel für einen direkt nicht kommunizierten Inhalt. Die Sehnsucht nach den friedlichen Zeiten bedeutete immer, daß die Rückkehr in die Heimat erwünscht wurde. Das Wunschbild des friedvollen Zusammenlebens wie in Vorkriegszeiten stand hinter der gesamten Rede vom Sieg und vom Frieden. Solange diese Hoffnung erhalten blieb, funktionierte dieses sprachliche System, das nicht eigentlich eine verbreitete Kriegslust, sondern eher ein bis an die Zähne bewaffnetes Heimweh symbolisierte. Das gesamte Kriegsgeschehen zentrierte sich so um die Zauberworte „Heimat“ bzw. „Blighty“.<sup>63</sup>

*„Hoffentlich nimmt doch der schreckliche Krieg bald sein Ende. Das wir wieder können die schönen Stunden der Jugend und des Friedens zu Hause erleben.“<sup>64</sup>*  
*„a last smash somewhere and the bubble [gemeint ist die deutsche Frontlinie] will burst, and the war will be no more, and then - well - what then? ,Take me back to dear old Blighty.“<sup>65</sup>*

Doch dieser Frieden ließ sehr lange auf sich warten. Nachdem die euphorischen Hoffnungen auf einen kurzen Krieg (und das hieß eben immer: eine baldige Rückkehr in die Heimat) schon im Laufe des Herbstes 1914 zerronnen waren, konzentrierten sich die realistischeren Erwartungen der Soldaten auf die zeitweilige

---

<sup>62</sup> J.B. am 3.11.1918 (BfZ, Sammlung Schüling, Bd. 7).

<sup>63</sup> Dieser Begriff entstammt ursprünglich der Hindi-Sprache und wurde von britischen Kolonialsoldaten in die Freiwilligenarmeen des Ersten Weltkriegs transportiert, die dann für eine breite Popularisierung des Begriffs sorgten.

<sup>64</sup> J.B. am 12.9.1917 (BfZ, Sammlung Schüling, Bd. 7)

<sup>65</sup> W.O. am 20.5.1918.

Rückkehr während eines Heimaturlaubs (engl. „furlough“) von der Front. Neben der Ernährung und dem regelmäßigen Postverkehr war der „kleine Frieden“ im Urlaub die wichtigste Stütze für die Aufrechterhaltung der Moral unter den Soldaten. Diese Hoffnung wurde fast in jedem Brief beschworen, solange das Kriegsende nicht absehbar schien:

*„Es wäre nur das Eine zu wünschen, das es bald Schlus wäre. Aber wenn nichtz passiert komme ich an Weihnachten mit Urlaub dran.“<sup>66</sup>*

*„Am afraid there is no furlough for anyone in this division until Sept. - am hoping it will be an everlasting then.“<sup>67</sup>*

Die Heimat blieb so immer der Horizont aller Wünsche und Hoffnungen. Und diese Heimat war immer die Heimat der Vorkriegszeit. Der Frieden verband sich fast ausschließlich mit den schmerzlich vermißten Erinnerungen an vergangene Zeiten, die Rückkehr in die Heimat wurde nicht als Zukunftsperspektive begriffen. Vielmehr wurde die Zukunft mit längst vergangenen Zeiten besetzt, die so nicht wiederkehren sollten. Die eigene Verstrickung in diesen Krieg nahm sich in den Briefen eher wie eine alpträumhafte Sackgasse aus, aus der man schnell wieder in eine gemütliche heile Welt zurückkehren wollte. Dabei verstellte dieser Diskurs über die Heimkehr die Integration des Krieges in die eigene Biographie. Aus der Heimkehr wurde die *Rück*-kehr, und die fortschreitende Kontinuität der Zeit schien durchbrochen.

Die Sprache der Feldpost schreckte vor dem Krieg zurück. Die schonungslose Realität eines modernen Massenkrieges hatte in einem Medium, das einen mentalen Sicherheitsgurt für die Soldaten und ihre Angehörigen darstellte, schon aus strukturellen Gründen keinen Platz. Jeglicher „Realismus“ hätte einen verstörenden Bruch innerhalb einer Beziehung bedeutet, die von der Verklärung vergangener Zeiten geprägt war und darin auch ihre hauptsächliche Aufgabe fand. Was in den Feldpostbriefen als „der Krieg des kleinen Mannes“ erschien, nimmt sich denn auch sehr privat und biedermeierlich aus. Aus Redensarten und sprichwortartigen Floskeln entstand ein System scheinbar ziviler Werte: Da vermischten sich die Deutungsmuster aus Friedenszeiten wie der schicksalsergebene Fatalismus braver Untertanen oder der sportliche Anstand mit einer intimen Religiosität und einer spirituellen Naturbegeisterung. Der Erfahrung einer modernen Massen- und Industriegesellschaft wurden der Rückzug ins Familiäre und die Bindung an die Heimat entgegengehalten. Alle kollektiven Interpretationsangebote (gleichgültig, ob sie den aggressiven Nationalismus oder soziale Solidarität suggerierten) fielen dem privaten Blick zum Opfer, der weder Fremdes noch Öffentliches in den Diskurs integrieren konnte. Diese Allgegenwart der Intimität fordert eine Bewertung dieser Disposition

heraus, die Harvey Cox in

---

<sup>66</sup> J.B. am 17.10.1917 (BfZ, Sammlung Schüling, Bd. 7).

<sup>67</sup> A.P.B. am 31.7.1916.

ganz anderem Zusammenhang einer Studie Richard Sennetts über die „Tyrannei der Intimität“ zur Seite stellt:

*„And when we grow fearful of a world of strangers, we try to program intimacy everywhere, and end up with nothing.“<sup>68</sup>*

In der Tat hat die Sprache der Feldpostbriefe des Ersten Weltkriegs keinen Platz für Öffentlichkeit oder den konstruktiven Umgang mit Gesellschaft. Das gilt sowohl für die deutschen wie für die englischen Briefe. Dieses Paradies des kleinen und scheinbar „unpolitischen“ Glücks inmitten des industriellen Massenkrieges mag sich erstaunlich niedlich und liebenswert ausnehmen. Es barg aber auch erhebliche Gefahren: Der private Blick im Weltkrieg drohte gleichzeitig in frühneuzeitliche Vorstellungen landsknechtlicher Raubzüge umzuschlagen, die eben genau das zerstörten, was der private Diskurs immer wieder heiligen wollte:

*„ich fand in einer durchgegangenen französischen Droschke so viel Geld wie unser Haus gekostet hat. Bei erster Gelegenheit versuchen wir es einzuwechseln dann teilen wir es uns. Schicke Dir dann einige 100 M.“<sup>69</sup>*  
*„was in Frankreich alles noch steckt?“<sup>70</sup>*

Diese Zerstörung der Privatsphäre schlug letztlich auch auf das eigene Wertegebäude zurück. Ohne daß die Soldaten es bemerkten, ging in diesem Krieg die heile Welt zugrunde, nach der sie sich selbst doch so sehnten. Man braucht nicht unbedingt Hannah Arendts Schlagwort von der „Banalität des Bösen“ zu bemühen, um zu erkennen, daß diese Welt des „kleinen Mannes“ alles andere als harmlos war, auch wenn sie sich so banal gab.

Doch noch ein zweiter Aspekt macht die scheinbar belanglosen Nichtigkeiten dieser privaten Briefwechsel zu wichtigen Zeugen mentaler Dispositionen am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Die allgemeine Tendenz, die den Diskurs der Feldpost auf beiden Seiten der Front prägte, richtete sich gegen den modernen Krieg. Mit dem Ausschluß der Rede von der Realität des Grabenkrieges verband sich nicht nur eine Abwehr des Grauens. Gleichzeitig wurde auch eine fundamentale Erfahrung ausgeblendet, die zum Charakteristikum der europäischen Industriegesellschaften wurde: die Erfahrung einer modernen und durch apersonale Rationalität organisierten Massengesellschaft. Ein großer Teil der Soldaten hatte diese Entwicklung der Gesellschaft, in der sie - ob sie wollten oder nicht - bereits lebten, noch nicht mitvollzogen. Mit dem Ersten Weltkrieg präsentierte sich ihnen die Moderne sicherlich von ihrer häßlichsten Seite, und die Reaktion konnte wohl kaum eine andere sein als der massenhafte Rückzug auf ein weitgehend vormodernes Wertesystem. Solange die gebildeten und mit der Moderne

---

<sup>68</sup> Richard Sennett: The fall of public man, London 1993, XX-XXI.

<sup>69</sup> J.B. am 24.7.1918 (BfZ, Sammlung Schüling, Bd. 7).

<sup>70</sup> J.B. am 20.8.1917 (BfZ, Sammlung Schüling, Bd. 7).

vertrauten Gruppen dieser Industriegesellschaften betrachtet werden, scheint der Weltkrieg nicht diesen erschreckten Rückzug in die „gute alte Zeit“ provoziert zu haben, sondern wurde mit anderen intellektuellen Mitteln beantwortet. In diesem Sinne hatte Paul Fussell in seiner Untersuchung der literarischen Antwort auf die Erfahrung dieses Krieges vom Anbruch der Moderne geredet:

*„I am saying that there seems to be one dominating form of modern understanding; that it is essentially ironic; and that it originates largely in the application of mind and memory to the events of the Great War.“<sup>71</sup>*

Nichts davon in diesen Feldpostbriefen. Sobald man die Ebene derjenigen verläßt, deren mentaler Kosmos genug modernisiert war, um mit der Erfahrung dieses modernen Krieges umgehen zu können, stößt man auf ganz andere Entwicklungen mentaler Dispositionen. Sie ähneln sehr stark dem, was Harold Orel in der englischen Trivalliteratur des Ersten Weltkriegs erblickt:

*„Most English authors did not spend much time moralising about progress and civilisation; they took for granted much that came into question during the Great War itself. And it is a nice question, calling for careful judgement, whether the unwillingness of the vast majority of them to treat the war directly, honestly and critically in their fiction constituted an evasion of authorial responsibility. At the time, they did not think so. Neither did their readers.“<sup>72</sup>*

Eine „vorsichtige Beurteilung“ wird sicher festhalten müssen, daß, weil der erste moderne Massenkrieg keine Werbung für die Moderne machte, das Schweigen über diese abschreckende Erfahrung mit einem reaktionären Diskurs innerhalb derjenigen Gruppen einherging, die für die Modernisierung hätten gewonnen werden können. Breite Schichten retteten sich so in eine heile Welt, die längst untergegangen war, in eine „gute alte Zeit“ herkömmlicher Werte, deren Anwendbarkeit von der Industriegesellschaft längst in Frage gestellt wurde. Der ganze Katalog herkömmlicher Konventionen, die die Feldpost sowohl der englischen wie der deutschen Soldaten durchwucherten, symbolisierten eine innere Abkehr von einem Jahrhundert, das gerade erst begonnen hatte. Warum die Geschichte dieser beiden Gesellschaften in den folgenden Jahrzehnten so unterschiedlich verlief, ist dadurch nicht einfacher zu erklären. Die Geschichte der politisch-ideologischen Besetzung dieser Dispositionen in der Nachkriegszeit verdient eine gesonderte Betrachtung.

---

<sup>71</sup> Paul Fussell: *The Great War and modern memory*, London / Oxford 1975, 35.

<sup>72</sup> Harold Orel: *Popular fiction in England 1914-1918*, Hemel Hempstead 1992, 23-24. (Hervorhebung von A.R.).